

Die Neue Welt

Nr. 19

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Der Förster von Konradsreuth.

Roman von Nicolaus Krauss.

(Fortsetzung.)

Stadtrath Walz war mit seinem Kaffee zu Ende, schob einen Silbergulden unter das rotgewürfelte Tischuch und that einen Hüftler. Man sah es ihm an, er wäre am liebsten sofort wieder aufgebrochen. Aber den Gefallen that ihm der Forstmeister nicht. Der saß mit gespreizten Beinen auf seinem Stuhl und zerbiß mit großem Vergnügen die reichen Weckenstippen, daß es krachte. Er ließ sich Zeit dabei. Und wenn er sich aus dem großen Thonpfuderer abermals Pilsener in sein Glas goß, flog das Vorgefühl des Genusses wie ein Schein über sein offenes Gesicht. Am meisten aber erregte seine Verwunderung Geruch und Geschmack der aufgetragenen Butter.

„Der reine Schmelbergeruch! . . . Jetzt im Frühjahr! . . . Ganz ausgezeichnete Butter! . . . In den anderen Mevieren wächst doch auch Gras, aber nirgends ist sie so gut, wie bei Dir.“

Er machte dem Förster eine zunicke Verbeugung und fuhr fort:

„Wie oft hat mich meine Schwester deshalb angegangen! Warum kriegt die denn keine?“

„Ist meiner Frau ihre Sach!“ entgegnete der Förster.

Aller Augen richteten sich auf Lene, die drüben an großen Eßtisch Platz genommen. Sie verstand die innere Frage und sagte in ihrer ruhigen Weise:

„Ja, ich hab' etwas gutes Heu für das Frühjahr aufgehoben. Und das spürt man sofort. Aber für ein Gasthaus reicht es nicht. . . . Wir haben ja nur drei Kühe. . . .“

„Wie schad!“ that der Forstmeister. „Das wäre so was für die Franzensbader Kurgäste!“

Lene mußte ein Lächeln unterdrücken. O ja, sie hätte Gütling's Schwester schon gute Waldbutter liefern können, wenn diese nur anständig und pünktlich bezahlt hätte. Der Gasthof „Zum Kaiseradler“ war ja groß, und die feinste Gesellschaft verkehrte dort . . . aber eine richtige Wirthschaft schien es nicht zu geben. Wie viel hatte sie damals wegen der paar Hasen und dann wegen der Schnepfen laufen müssen! . . .

Der Stadtrath rückte einige Male auf seinem Stuhl hin und her. Er war doch der Oberste hier, der Vorgesetzte des Försters und auch des Forstmeisters! Da konnte er sich doch nicht so in die Ecke drücken lassen und allein den Mund halten! Das ging doch gegen allen und jeden Respekt! Plötzlich fuhr er dazwischen:

„Herr Förster Gruber, ja wie soll das nun werden, wenn es hier losgeht und die vielen Leute kommen . . . sie haben in Konradsreuth ja nicht einmal ein Wirthshaus?“

„Also wirklich?“ Der Förster blickte vor sich hin. Die zwei Worte klangen wie ein Abschied.

„Ja! Doch, doch! . . . Zwei Dinge sind es, die die Sachsen vor Allem brauchen können: Gesunde, recht harzige Kiefern für Schwellen und möglichst astfreie Fichten als Langholz. . . .“

Jetzt war auch Gütling ganz Ohr. Davon hatte man ihm ja noch gar nichts gesagt! Um die Buchen des „Hochwalds“ ginge es, hatte er gemeint . . . Ja, er war doch der Forstmeister!

Der Stadtrath hatte seine silberne Dose gezogen und ließ sie zwischen zwei Fingern herum-schnellen, indem er sie von Zeit zu Zeit ganz leicht gegen den Tisch stieß. Er fuhr fort:

„Mit den Föhren heißt's nicht mehr viel in den städtischen Forsten. Die in der Soop' und in „Himmelsreich“ ziehen zu viel Wasser. . . . Bleibt noch Konradsreuth. . . . Das Schwarzhholz sollte schon vor sechs Jahren dran. . . . Keiner Kiefernbestand, überständig, die Bäume tropfen vor Nech. . . . Wir sind nur um ein Weniges noch mit Hoffmann auseinander. . . .“

Während der Forstmeister einige Male nickte, als wollte er sagen: Ja, warum denn nicht! Das geht schon. Ganz meine Meinung! — hatte Gruber einen Blick über den Stadtrath hinweg nach der Wand gethan, die an dieser Stelle mit Hirsch- und Rehgeweihen bedeckt war. Die Perlen einiger „Rosen“ erschienen ganz hellgelb im einfallenden Licht. So ruhig, als es ihm möglich war, sagte er:

„Ganz niederschlagen? Auf einmal? . . . Dann verküert Konradsreuth seinen Windfang, und wir haben hier im Winter doppelt so viel Schnee, und es wird dreimal so kalt als vordem. . . .“

Der Stadtrath zuckte die Achseln.

„Dadurch kann sich die Stadt nicht kümmern. . . . Sie braucht Geld. Die Schandwirthschaft der letzten Jahre muß wieder ausgekehrt werden. . . . Die Um-lagen müssen fort. . . . fort müssen sie! . . . Uebrigens, es bleibt zu bedenken, ob nicht auch gleich der Grund und Boden des „Schwarzhholzes“ verkauft werden soll. Die Bauern da unten werden sofort damit einverstanden sein. . . . Ich auch! — Das Stück hängt ja eigentlich mit dem Mevier doch nicht zusammen. . . .“

Förster und Forstmeister durchfuhr zu gleicher Zeit ein Auck. Grund und Boden verkaufen? Die Stadt? . . . Seit sie stand und man von ihr wußte, war das noch nie geschehen! . . . Katholisch war sie damals geworden, unter dem zweiten Ferdinand — weil sie mußte; aber von ihrem Wald hatte sie nicht einen Fuß breit hergegeben. . . . Wohin wollte man da? —

Gütling räusperte sich, und als das nichts nützte,

trank er aus lauter Verlegenheit einen Schluck. Dem Förster lag die Zunge dick und schwer im Munde. Er würgte:

„Grund und Boden. . . . Was die Alten erworben und . . . festgehalten. . . . mit Zähnen. . . . und. . . .“

Stadtrath Walz that, als merkte er nicht die Erregung der Anderen. Er setzte die Dose energisch auf den Tisch und sagte kalt:

„Was man kaufen kann, kann man auch verkaufen. . . . Durchaus unflug und unverständlich ist es, wenn die Eltern bei all ihren Handlungen nur auf das künftige Wohlergehen ihrer Kinder bedacht sind. Die sollen und müssen auch etwas für sich selbst thun. . . . Uebrigens derselbe Fall ist mit dem Langhan. . . . Reifes Holz. . . . gute Preise für Fichten-Langholz. . . .“

Gruber's Schnurrbart zuckte. „Der große Wind- und Schnebruch erst. . . . und jetzt zwei Stahlliebe. . . . Stahlliebe. . . . Waldbräuber! . . . Waldbräuber! . . .“

Die Linke fuhr wie abwehrend in die Luft.

Nach einem frostigen Lacher antwortete der Stadtrath: „Davon kann nun absolut keine Rede sein. . . . Was zieht der Wickenselzer aus seinen Forsten!“

„Weil er muß! Weil der junge Graf ein Lump ist. . . . ein Spieler. . . . ein. . . .“

„Die Herren werden wissen, was sie zu thun haben. . . . das ist vollständig ihre Sache. . . .“

Gütling erschien die Wendung, die das Gespräch genommen, kritisch: der Stadtrath wurde immer schärfer, Gruber konnte sich kaum noch zurückhalten. Ablenkend sagte er zum Förster gewandt:

„Du hast ja das Wintermoos noch nicht aus den Fenstern genommen? Uebrigens die gedrehten Glassplitter machen sich zwischen dem Grün ganz prächtig. . . . Wachsendes Silber! . . . Ja. . . .“

„Uebrigens! . . .“ Zweimal klappte die Dose auf den Tisch, dann erklang die Stimme des Stadtraths abermals:

„Also. . . . kein Wirthshaus! . . . Wohin mit den vielen Arbeitern?“

„Arbeitern? . . .“

„Arbeitern! Ja! . . . Fremden Arbeitern! . . . Hoffmann's Gesellschaft arbeitet mit einigen Leuten. . . . und die große Berliner Firma, der es auf die Fichten ankommt, wird es wohl nicht anders halten. . . .“

Gruber hatte sich langsam erhoben.

„Und unsere Holzhauer? . . . Von was sollen die denn leben, wenn man ihnen die Arbeit wegnimmt?“

„Was geht das uns an?!“

„Uns? . . . Seit die Stadt hier Wald hat, seit Jahrhunderten, haben hier Holzhauer gelebt, von

ber Arbeit, die ihnen der Wald gab. Jetzt sollen sie ausgehungert werden? Die Stimme des Försters schwoll: „Ein Frevel ist es, was da ausgeübt werden soll! ... Ein Frevel dem Walde und den Leuten gegenüber!“

Stadtrath Walz knöpfte den Rock zu. „Das sind alle Dummheiten ... alter Förster ... Einbildung! ... Ueberhebung! ... Wissenschaft jagt anders ... Die Stadt ist der Besizer ... und die Stadt bestimmt! ...“

„Der Teufel bestimmt! ... Und der soll mich holen, wenn ...“

„Gruber! ...“
Es war Lene, die ihren Mann angerufen hatte. Im nächsten Augenblick war sie wieder zurückgekehrt. Ihr Kopf war feuerroth.

„Der Förster ist ein Bediensteter der Stadt — ich auch!“ hörte man den Forstmeister etwas breitmüthig sagen, dann begann der Aufbruch. Walz machte seine Verbeugung und war zur Thür hinaus. Im Vorhause hielt Gütling den Förster zurück.

„Alter Hiel! ... So was zu jagen! ... Das denkt man! ... Der vergift nie etwas, die Giftmudel ... Aber wir sind auch noch da! ...“

Er öffnete die Zimmerthür und schob Gruber in die Stube zurück. „Bleib d'rinn, wir brauchen Dich draußen nicht! ... Adje, Frau Försterin! ...“

Au dem kleinen Tisch, an dem er vorher mit den „Herren“ gesessen, nahm der Förster wieder Platz. Er starrte vor sich und sinnierte. Es lochte in ihm, aber er suchte es nieder zu zwingen. Als man die Stadtkutsche davonfahren hörte, brach er los:

„Es war zum Lachen, wenn's Einem nicht so nah ginge! ... Diese Kruppenreiter! ... Der angelegte Schwindel! ... Ja ... überhäufig ... Wissenschaft ... Kinder sollen sich auch Sorgen! ... Was denn noch? ... Pfeifenköpfe und Leberjauche! Ihr kugl's Lumpen, alle miteinander! ... Der Wald soll eure Wahlkosten bezahlen und Euch am Regiment erhalten! ... Was zahlen denn die Kleinen an Umlagen? So gut wie nichts. Aber die Großköpfe ersparen Hunderte und Tausende ... Das schmeckt ihnen, und deshalb muß der Wald ausgeraubt werden ... können die Arbeiter verhungern.“

Gruber war aufgesprungen und schritt erregt durch's Zimmer. Plötzlich blieb er vor seiner Frau stehen:

„Was sag' ich denn meinen Holzhamern? ... Ich kann ihnen ja nicht in die Augen sehen, wenn das wirklich so wird ... Mein Revier ist ja so nicht groß ... Noch ein paar Jahre, wie die wollen ... und dann adje, Förster! Ein Heger thut's ja auch! ... Nein, ich leid's nicht und duld's nicht! Ich bin auch Bürger! Und ich geh' an den Rath und, wenn es sein muß, an die Gemein' ... Und wenn ... Ich schmeiß ihnen die G'sicht hin, so wahr ich Gruber heiße! ... sollen einen Beitelwoget anstellen ... In einem verhaßten Wald und zu ausgehungerten Hatzern paßt er! ...“

Lene sah die glühenden Augen ihres Mannes, und ihr wurde angst und bang. So hatte sie ihn nur einmal gesehen, damals, als ein Stadtherr, der auf der Jagd nichts gezoßen, aus reinem Uebermuth des Försters Hofe niederschmeißt. Geschüttelt hatte er ihn wie einen Jungen, und fort hatte er geschickt, sofort, vor der ganzen Jagdgesellschaft. Wenn ihn die Rath packte, konnte er kein Zurück mehr. Wie viel hatte denn nachher noch geschickt mit dem Stadtrath? ... Nein, sie mußte ihn abzulenkten suchen. Und so sagte sie, ernst, beinahe bitter:

„Na, das Depuathok hat Du Dir da doch alles wieder zupfehen lassen, was? ...“

Gruber blinnte keine Frau einen Augenblick starr an, dann sagte er jäh:

„Ach ja! ... Das war jäh zur Angeln ... Als der Gütling am Gränzen des jähne Scheitels sah, ging er zu den Klüften herab wie die Reize an den warmen Felsen ... Der Wald sah mich an. Wenn ich geschickt hätte, wär's jähler nicht so viel geworden ... Aber ... ich und ... Sei es! ... Ein Huberer wird schon den Profit haben! Die Depuathbewilligten kriegen Geld auf die Hand, ersparen die Fahren ... Na ja. Oh,

ihre! ... Einer wie der Andere ... Einer wie der Andere! ...“

Der Eintritt des Adjunkten unterbrach das Gespräch.

Als man das Licht aufsteckte, schlüpfte die Sorge von einem Haus des Holzhauerdorfes in's andere. Der alte Frank hatte sie von seinem Gang mitgebracht. Und sie saß mit an dem Tisch. Die Großen machte sie wortfarg und die Kinder verschüchtere sie. Sie machte die Kartoffeln bitter und das Salz geschmacklos. Nach dem Brote wagte Keiner zu greifen. Sie zählte die gerösteten Nusskörnchen und warf die Hälfte in die Blechbüchse zurück. Den Docht der kleinen Petroleumleuchte zog sie zurück, daß kaum noch ein farges Flämmchen glom.

Der Wald! ... Was wird aus uns? ...

Die Hoffnung zeigte sich an der Thür; aber da sie die Ungewißheit mit sich hatte, schlug die Sorge sie hinaus. Und die Sorge lächelte über die Seufzer, das Knirschen und Murren machte sie lachen. Als das letzte Licht erlosch, wußte sie, daß alles Lebende hier heroben ihr gehörte.

Und sie schwang sich auf. Als sie über das „Schwarzholz“ flog, lachte sie, daß es klang, als streiften sich zwei Föhrenäste im Sturme; es ging aber hier nicht der leiseste Wind. Auf einem Samenhanne, der sich mit seinem buschigen Haupte über das Unterholz erhob wie ein Niese über eine Kinderschaar, ließ sie sich nieder. Unter ihr lagen die Fichten des Langhauens. Und sie nickte:

„Wispert mir und flüstert mir, und laßt eure Arme hängen! ... Nieder müßt Ihr! ... Nieder! ... Alle! ...“

III.

„... Weißt d', jetzt könntest Du einmal den Buttersteden in die Hand nehmen! ... Es dauert nimmer lang, bis die Butter fertig ist ... und dann muß ich Dir ja auch einen Kaffee machen! ...“

Die wohlbeleibte Frau sprang vom Schemel und lachte ihre Schwester an.

Und Lene legte ihr Umhängetuch ab und trat an das Butterfaß. Im nächsten Augenblick zog sie den wackelbarnen Butterstod regelmäßig wie eine Maschine auf und nieder.

Wieder lachte die Schwester. „Siehst lustig aus mit dem Hut auf dem Kopf! ... Könnst' Einem schon der Bauch weh' thuen, wenn man Dich anschaut! ... Eins ... zwei! — Eins ... zwei! ... Laß Dir die Zeit nicht lang werden! ...“

Sie war sie.

Lene butierte. Sie versuchte mit dem Finger die Butterfellschen, die sich um das Butterloch anzulegen begannen ... „Nicht übel! ... Die Kramer-Rosin mußte guten Schmett'n genommen haben ... Na ja! ... Ein leerer Saß steht nicht! ... Sie sah ja aus wie ein Prälat ...“

Der Buttersteden hob sich immer schwerer ... bald war die Arbeit gethan.

Im Laden an der Straße ging die Kluftel. Nach einer Weile machten sich zwei Stimmen bemerkbar; eine hohe, hüpfende und eine tiefere, ruhige. Auf einmal wurde die Thür zum Wohnzimmer aufgestoßen.

„Barbara! Bar—ba—ra!“

Ein rother mit schlohweißem Haar bedeckter Kopf bewegte sich im Thürpalt hin und her.

„Ah, grüß Gott, grüß' Gott, Frau Schwägerin! ... Wo steht sie denn?“

„Ja der Engel, Schwager ...“

Der Mann schob durch die Stüb und kam bald mit seiner Frau zurück, die sich im Gehen schnell die Hände an der Schürze abtrieb. Beide traten in den Laden. Die Thür war etwas offen geblieben, und so hörte Lene das ganze Gespräch. Das Wort führte die Krämerin.

„Zwiebelwürst wollen Sie? ... Zwiebelwürst? ... Ja ... wissen Sie ... die führen wir nicht ... Keiner hat sie in ganz Leischan ... Zwiebelwürst? ... Sie sind wohl kein Fischer! ... Egerländer, mein ich? ... Im „Kneibelbach“ waren Sie? ... So ... ja! ... Ja, schöne, gute Knackwürst hätten wir halt ... das da sind Prager ...“

Aber wenn S' was wirklich Gutes essen wollen dann nehmen S' Egrische. Sind einen Kreuzer theurer, aber das Fleisch ist g'schmitten, und saftig sind sie, so viel saftig! ... Wenn ich nichts Anderes z' thuen hätt', ich esset den ganzen Tag Knackwürst! ...“

Der Fremde mußte Frau Barbara's Redekunst nachgegeben haben. Lene vernahm das Fiedeln eines Messers und das Tschepfern des Geldes auf dem Ladentisch. Gleich darauf erkünte die Stimme der Schwester abermals.

„Zigarren brauchen's keine? ... Wir haben die Kraft, draußen hängt's Laster! ... Die fremden Herren, die im Sommer nach Kneibelbach kommen, kaufen alle bei uns ... Na? ... Die da kosten zwei Kreuzer, aber die rauchen S' ja net! Das ist was für die Bauern am Sonntag, bei Kegelschießen ... Die schönen braunen sind Kuba's! ... Die langen schwarzen? ... Ja, die sind einen halben Kreuzer theurer wörd'n! ... Stark sind sie ... Aber 'bissen haben sie auch noch kein' ... Wie viel wünschen S' denn? ...“

Wieder klang das Geld, ein Schloß schnappte; dann lärmte die Thürklingel. ...

„S' G'schäft ist g'macht, zehn Kreuzer sind verdient!“

Die Krämerin schlug die Hände aneinander und gab ihrem Mann einen Schubs, daß er vor Lene beinahe in's Stolpern kam.

„Die Konradkreuther Försterin ist da! ... Siehst denn nicht? ...“

Der Kramer-Naz war auch ein Lustiger. Er gab Lene die Hand und sagte: „G'sehen hab' ich Sie schon, aber ang'schaut noch net; aber ich will mich bessern ...“

Er sagte auch die andere Hand, sah Lene in die Augen, beguckte sie oben und unten, von rechts und links und that ganz ernst:

„Kann zu glauben! ... 's schönste Weiberts, das ich noch g'sehen hab!“

Er legte Lene die Hände auf die Schultern.

„Weißt D', Lene, ... wenn ich noch einmal heirathen thu' ... nimm ich Dich! ...“

Jetzt ging es auch bei der Krämerin los, und auch ihr schien es ganz ernst zu sein:

„So ein alter Ding! ... Schaut den an! ... Nein Mäd'l, das wirst Du Dir noch überlegen ... Schau nur das Gesicht an von dem Capler! ... Er kriegt ja keine Luft mehr. ...“

Sie wandte sich zu ihrem Mann:

„Weißt D'! ... Du! ... Du! ...“

„Du! ... Du! ... Weißt D'! ...“ üffte er.

„Haderlump! ...“

Schon hatte sie ihn in den Armen und gab ihm einen Schmatz mitten auf den Mund.

Während er sich ganz geschämigt Mund und Kinn wuschte, sagte sie lachend zur Lene:

„Du bist fertig ... ja? ... Dann raus mit dem Faß! Ich werd' die Butter gleich herausnehmen. ...“

Lene hatte am Tisch Platz genommen, der Krämer auf der Ofenbank. Seine Augen folgten eine Weile den Jahreslinien der blißblanken Fußbodenbretter, dann sagte er:

„Na, wie gehts denn? ... Ist der Förster noch immer der Alte? ...“

„Gesund ist er halbwegs ... bis auf ein bißl Reizen ... Aber viel ärgern thut er sich halt ...“

„Ist eine alte Krankheit von ihm! ... Wegen dem Wald, geht? ... Wegen der neuen Wirthschaft jetzt? ...“

„Ja, woher wißt Ihr denn? ...“

Der Krämer schmunzelte. „Weim Tabakskramer kommen die Leut' z'jammer, haben schon die Alten gesagt. Na, und dann bin ich doch fast jede Woche in der Stadt. Da hört man schon was! Die Ohren muß man doch offen halten, als G'schäftsmann! ... Die bauen ja jetzt wie verrückt in der Stadt! ... Ein allmächtig großes Schulhaus für die ganze Stadt! ... Eine Turnhall' und ein Theater, wenn ich recht gehört hab' ... Mit der Wasserleitung soll's auch bald ernst werden! ... Das kostet Geld, Schwägerin, viel und viel Geld! ... Ja, der Zeitgeist, sagt mein Lorenz, der Zeitgeist! ...“

„Ja, aber der Wald?! . . . Sie brauchen doch nicht Alles aus dem Herauszureißen! . . .“

„Nene, die Verantwortung tragen doch die Stadtherren! . . . Den Wald kann man ja wieder anpflanzen! In achtzig Jahren wird's auch noch eine Egerstadt geben, und die Bent' werden dann recht froh sein, wenn I' wieder schlagen können. . . .“

„Aber, sie wollen ja auch Grund verkaufen! . . . Und fremde Arbeiter sollen herkommen! Was wird dann aus unseren Holzauern? Sie waren auch schon über'm Gruber und haben ihm zugefegt, er soll vorstellig werden, bei'm Rath und bei der Gemein' . . . Er hat auch schon halb und halb zug'sagt . . .“

Der Kramer-Naz schüttelte energisch den Kopf. „Der Förster ist ein altes Kind, mit Respekt zu sagen! . . . Was gehen ihn denn solche Sachen an? . . . Ich, an seiner Stell', steckt das Anweisungsgeld ein, und thät sie machen lassen, was sie wollen. Der Vortheil bleibt heutzutage 's Handwerk und 's Geschäft und Alles . . . Wie lang dauert's denn noch, dann geht er in Pension . . . Ein paar Groschen werd't Ihr dann ganz gut brauchen können . . .“

Nene fand keine Antwort. Das, was der Schwager da sagte, war ja, im Grunde genommen, auch ihre Meinung. Ihrem Manne hatte sie dieselbe freilich noch nicht zu sagen gewagt. Fremden gegenüber konnte und durfte sie ihm unter keiner Bedingung Unrecht geben. Das ging ihr gegen die an Ehrfurcht grenzende Achtung, die sie ihm entgegenbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Hausthiere fremder Länder.

Von Curt Grottel.

Wer mag zuerst ein Thier in seine Hütte, in seinen Hof aufgenommen, gepflegt und gezähmt haben? War es ein klug berechnender Kopf, der ein junges Wild lebend erbeutete und es aufzog, um es später in schlechten Zeiten als willkommene Speise zu benutzen, war es ein Neugieriger, der ohne Furcht vor der Götter Rache der Natur kühn in's Auge schauen und sie an einem ihrer Wesen näher kennen lernen wollte? Oder war es eine mitleidige Seele, die ein schwächliches oder verwundenes Thier in ihre Obhut nahm, es pflegte und Liebe zu ihm empfand, wie zu einem treuen Gefährten? Wir wissen es nicht, wir kennen nicht einmal den Namen des großen Mannes, der zuerst ein Thier zum Hausthier machte. Aber so viel wissen wir, daß es lange Zeit her ist, länger als die verbriefteste Geschichte der Menschheit reicht, daß es in jenen vorhistorischen Zeiten gewesen ist, als es noch keine Bücher gab, keine Zeitungen und keine Neblame.

Schon aus den alten Funden menschlicher Niederlassungen, aus der Diluvialzeit, geht hervor, daß der Mensch bereits damals den Hund als Hausthier um sich hatte. Immerhin sind noch andere unserer Hausthiere zugleich mit dem Kulturmenschen in vielen Ländern und fremden Erdtheilen heimisch geworden, vor Allen das Pferd, das Schwein und die Kage. Aber fremde Länder haben doch auch ihren eigenen Bestand von gezähmten Thieren. Das Klima zieht jedoch den meisten Lebewesen bestimmte Schranken, und ein Hausthier, das bei uns hoch geschätzt ist, braucht sich darum in anderen Ländern noch nicht zu bewähren. Wir können uns freilich kaum denken, daß es bessere und vielseitigere Hausthiere als die unseren geben kann, und sicher ist auch, daß wir die fremden entbehren können. Allein es ist ebenso gewiß, daß in anderen Ländern oder Erdtheilen die Hausthiere, die dort gehalten werden, schlechterdings unentbehrlich sind. So verschieden die Existenzbedingungen sind, unter denen die Völker der einzelnen Zonen und Erdtheile, ja Länder, leben, so verschieden sind auch die Hausthiere, die dem Menschen der verschiedenen Länder als treue Begleiter die Lebensarbeit erleichtern.

Man kann es sich kaum besser verdeutlichen, inwiefern für jede Region der Erde dem Menschen ein besonderes Hausthier erwünscht sein muß, als

wenn man sich in die Eigenart des Kameels vertieft. Was könnte uns in Deutschland ein solches Thier nützen? An Schnelligkeit der Bewegung wird es bei uns vom Pferde bedeutend übertroffen; sein Fleisch, seine Milch, seine Haut ist für uns entbehrlich; da wir genug Thiere haben, von denen wir diese Produkte in derselben oder noch höherer Vortrefflichkeit beziehen können. Und was nützt es uns, daß das Kameel Wochen lang kein Wasser zu sich zu nehmen braucht, da wir doch Wasser in solcher Menge haben, daß es noch nicht Gegenstand des Handels geworden ist. Aber welche unerlässlichen Werth besitzt das Kameel für die weiten Wüsten und Steppengebenden Nordafrikas, Arabiens und Zentralasiens! Dieselben wären ohne dieses Thier vollständig unpassierbar gleich den ewigen Eisfeldern der Polargegenden. Durch hohe Gebirge kann der Mensch sich Wege bahnen, Flüsse und Meere kann er mit Fahrzeugen überschreiten, aber nicht einmal die Technik der Gegenwart wäre im Stande, durch den wirbelnden, Alles begrabenden Sand eine Bahn irgend welcher Art zu legen. Wenn man das Kameel Schiff der Wüste genannt hat, so ist das keine Uebertreibung. Nur mit Hilfe dieses Thieres ist die Sahara, sind die arabischen und andere asiatischen Wüsten zu überschreiten. Das Kameel ist ein echtes Wüstenstier. Schon seine ganze Gestalt, diese dünne, knochige, eckige, wie aus grobem Holz zusammengesetzte Figur erinnert an die trostlose Trockenheit der Steppe. Die beiden Fußzehen ragen nach allen Seiten weit über die Basis des Fußes hinaus, sie verbinden sich nach unten zu einer großen, breiten Sohle, die befähigt ist, sich auf den losen Sand zu stützen, ohne in ihm zu versinken. Der hohe gewölbte Rücken sieht aus, als ob er eigens dazu bestimmt wäre, schwere Lasten zu tragen. Nach diesem Rücken unterscheidet man bekanntlich zwei Arten von Kameelen, das Dromedar, bei dem er nur einen Höcker, und das Trampeltier, bei dem er deren zwei bildet. Das Dromedar wird im nördlichen Afrika und in Arabien als Hausthier benutzt, in dem großen Steppengebenden, das sich vom Kaspijsee bis nach das Innere Asiens hineinzieht, steht dagegen das Trampeltier im Dienste des Menschen.

Beide Kameelarten sind weit größer als irgend eines unserer Hausthiere. Das ist nicht unbedingt ein Vortheil, denn große Thiere lassen sich vom Menschen naturgemäß nicht so leicht regieren wie kleine. Aber die Kameele sind im Ganzen gutmüthige Thiere, etwa wie unsere Rinder. Nur in der Brunst können sie gleich dem Stier dem Menschen gefährlich werden. Trotz der gewaltigen Größe sind die Kameele genügsam, und gerade darum sind sie für die Reisen durch die Wüsten von unschätzbare Bedeutung. In der Kirgisensteppe östlich vom Kaspijsee nähren sich die Kameele von dem dünnen Gras der Steppe, besonders von den armseligen Salzpflanzen, die dort wachsen. Selbst im Winter, wenn nur wenig oder gar kein Schnee liegt, suchen sie ihr Futter selbst in der Nähe des Standplatzes, wo der Besitzer der Karawane seine Zelte aufgeschlagen hat. Nur bei tiefem Schnee bekommen sie Heu vorgefegt, in dem selbst Schilf enthalten sein kann, das von allen anderen grasfressenden Thieren verschmäht werden würde. Es dürfte wenig bekannt sein, daß die Kameele wirklich in einem Lande leben können, in dem der Winter Schnee bringt. In dem nördlichsten Theile seines Verbreitungsgebietes, im mittleren Asien, hat sich das Kameel auch einigermaßen an Kälte gewöhnt. Allerdings hohe Kältegrade kann es nicht vertragen, und im Winter wird es mit Decken gut umwickelt, bei starkem Frost bleibt es überhaupt im Innern des Zeltes. In der Kirgisensteppe werden sowohl Dromedar wie Trampeltier verwendet, das erstere erscheint hier, im Gegensatz zu anderen Gebieten, als das stärkere. Während das zweihöckerige Kameel Lasten von etwa 385 Pfund tragen kann, bewältigt das Dromedar solche bis zu 575 Pfund. Das Kameel ist wie für den Araber, so auch für den Kirgisen das Universalthier. Es giebt ihm Speise und Trank, es liefert ihm seine Kleidung und es trägt ihn mit seiner Familie, mit seinen Zelten und sämmtlichen Geräthschaften von einem Ort zum anderen. Dabei befördert es die

Waaren, deren Transport sein Herr übernommen hat, von einem Ende der Wüste zum anderen. Das Kameel wird das ganze Jahr hindurch gemolken, und zwar des Tages viermal, und jedesmal giebt es die schöne Quantität von zwölf Litern Milch. Diese wird wegen ihres reichen Fettgehaltes und ihrer Schmachhaftigkeit sehr geschätzt, auch das Fleisch eines gut genährten Kameels wird, von den Kirgisen wenigstens, dem Rindfleisch vorgezogen. Sympathisch berührt uns an dem Kameel die große Neigung zu seinen Jungen. In der Kirgisensteppe gelingt es zuweilen dem Wolfe, ein neugieriges Jungthier von seiner Mutter wegzulocken und hinwegzuschleppen. Dann sucht das Mutterthier unaufhörlich nach seinem Jungen, rennt klagend umher und wenn es das Junge nicht findet, so bricht es in ein lautes Brüllen aus, das herzerreißend über die weite Steppe hallt. Tage lang noch sehnt sich die Mutter nach dem verlorenen Jungen, oft kann sie sich sogar Monate lang nicht beruhigen, sie nimmt kein Futter zu sich und geht schließlich zu Grunde — am gebrochenen Herzen, würde man vom Menschen sagen.

Es giebt wenig Hausthiere, die so wie das Kameel die verschiedenartigsten Fähigkeiten in sich vereinigen und durch ihre Dienste allein ein bestimmtes großes Erdgebiet für den Menschen bewohnbar machen. Vielleicht kann darin nur das Rentthier dem Kameel zur Seite gestellt werden. So wie das letztere für die Wüste, so ist das Rentthier für die armen Gegenden des Nordens ein unentbehrlicher Gefährte des Menschen. Die Völker Sibiriens, Lapplands, Finlands, Grönlands könnten ohne dieses Thier nicht bestehen. In einigen wichtigen Beziehungen ähnelt dasselbe dem Kameel. Gleich diesem ist es außerordentlich genügsam, es kommt mit dem armseligsten Futter aus. Auch der Bau seiner Füße ist darauf berechnet, das Einsinken in den Boden, und zwar hier in den Schnee, zu verhüten. Darum sind die Hufe außerordentlich breit. Wie das Kameel jeden Grad von Trockenheit und Hitze mit Leichtigkeit verträgt, so ist das Rentthier durchaus unempfindlich gegen Kälte. Es sucht sich ebenfalls sein Futter selbst, im Winter scharrt es dasselbe mit seinen Vorderfüßen unter dem Schnee hervor. Es ist nicht zu vernunfthen, daß sich unter dem Schnee ein saftreiches, üppiges Gras finden wird, aber das Rentthier bedarf dessen auch nicht. Ihm genügt eine harte, dünne Flechte, die überall den Boden der nordischen Länder bedeckt, wo er nicht besseres Kraut hervorbringt. Sie heißt Rentthierflechte, und sie verträgt ebenso jeden Kältegrad wie das Rentthier, sie lebt im Winter weiter, mag der Frost die Erde erstarren machen oder meterhoher Schnee das Land bedecken. Von solch' armseliger Pflanze kann nun das Rentthier den ganzen Winter hindurch leben, ein genügsameres Thier hätten gewiß die Völkerschaften des hohen Nordens nicht finden können.

Das Rentthier konnte nur das Hausthier eines Nomadenvolkes werden. Während laufen die Thiere ziemlich schnell über den Boden und, um sie nicht zu verlieren, muß der Mensch ihnen unaufhörlich folgen, also ein Wanderleben führen. Meist wird das Rentthier in größeren Heerden gehalten, denn es ist ein geselliges Wesen. Auch die wilden Rentthiere, deren es im Norden eine Menge giebt, leben in größeren Rudeln, im Winter sogar in sehr beträchtlichen Schaaeren. In seiner Lebensweise unterscheidet sich also das gezähmte Rentthier von dem wilden nicht allzu sehr. In der Färbung weicht das zahme von dem frei lebenden insofern ab, als es im Sommer viel dunkelbrauner ist und einen weißen Streifen an beiden Seiten besitzt. Im Winter bekommt das Haarkleid bei beiden Rassen eine hellere Färbung. Merkwürdigerweise haben nur die Völker der alten Welt das Rentthier zu zähmen verstanden, im nördlichen Amerika, wo dieses ebenfalls in großen Heerden vorhanden ist, ist es doch nie zum Hausthier gemacht worden, sondern immer nur Gegenstand der Jagd gewesen. Erst vor wenigen Jahren hat man in Alaska zahme lappländische Rentthiere eingeführt und die Hirten, die sie bedienen, mitkommen lassen, denn mit den Thieren allein hätten die Eingeborenen Alaskas sicher nichts ausgerichtet. Bis

jezt ist der Versuch von Erfolg begleitet gewesen, und die Vermehrung der zahmen Thiere schreitet gut fort. Man hofft, und wohl nicht mit Unrecht, daß die Einführung des zahmen Reithieres in Nordamerika den jetzt so menschenleeren Strecken der nördlichen Territorien zu einer größeren Bevölkerungszunahme verhelfen und dadurch der Kultur die Wege ebnen werde. Auch das Reithier giebt, wie das Kameel dem Wüstenwanderer, dem Nordländer Alles, dessen er zum Leben bedarf. Es giebt ihm Milch und Fleisch. Seine Haut wird theils zu Leder, theils zu Pelzwerk verwendet. Aber selbst Thelle, die bei anderen Thieren unbeachtet gelassen werden, finden hier eine praktische Verwendung. Das Geweih und die Knochen werden zu allerhand Geräthen gebraucht, die Gedärme dienen als Stricke und die Sehnen als Zwirn. Als Reithier wird das Reithier selten benutzt, dazu ist es doch nicht stark genug; es wird zwar fast zwei Meter lang, aber an der Schulter nur wenig über einen Meter hoch. Dagegen zieht es den Schlitten, selbst wenn er mit einigen Zentnern beladen ist, sehr schnell davon. Da die nördlichen Völkerschaften keinen Transport zu vermitteln haben, und die Kälte eher zu Fußwanderungen als zum Reiten oder Fahren auffordert, so genügen die Reithiere vollkommen den Ansprüchen, die man in jenen nördlichen Gegenden an sie stellen kann. Die Reithiere sind sehr gutartige, sanfte Wesen, die im Gegensatz zu manchen anderen Hausthieren dem Menschen nie einen Schaden zufügen.

Kameel wie Reithier gehören zu der großen Säugetierordnung der Paarhufer, von denen die meisten für den Menschen recht werthvoll sind und die uns ja auch im Kind, im Schaf und in der Ziege sehr nützliche Hausthiere gestellt haben. Unser Kind hat eine verhältnißmäßig geringe Verbreitung, es leidet in kälteren Gegenden, und es erliegt in wärmeren Landstrichen leicht den Angriffen von Insekten oder bössartigen Seuchen. Gerade das Kind hat darum in vielen anderen Ländern Stellvertreter gefunden, die ihm in der Hauptfache sehr ähnlich, ja theilweise ganz nahe verwandt sind. In Tibet wird unser Kind zum großen Theil durch den Struzochsen oder Yak ersetzt. Das ist ein sehr hohes, starkes Thier, gegenüber dem auch unsere größten Rinderrassen klein genannt werden müssen. Das männliche Thier wird ziemlich zwei Meter hoch und dreieinhalb Meter lang. Obwohl es im Ganzen den Körperbau unseres Kindes besitzt, so gleicht es ihm äußerlich ganz und gar nicht. Es rüht von ihm besonders durch die weiche, seidige Behaarung ab, die an den Seiten bis auf den Boden herabreicht. Der Yak ist dunkel gefärbt, besitzt jedoch häufig weiße Flecken zum Unterschiede von der Stammart, die noch heute im tibetischen Hochlande wild lebt. Und noch ein eigenartiges Merkmal fällt uns sofort am Yak auf: Er besitzt einen dichten Querschweif wie ein Pferd. Ein so dichter, langer Fell läßt auf einen Aufenthalt in kaltem Klima schließen, und in der That vermag der Yak Wärme ebensowenig zu ertragen wie das Reithier. Er ist ein Bewohner des kalten, pflanzenarmen Hochgebirges. Die spärlichen Gräser der Felsen und Hochländer genügen ihm zur Nahrung, und darum ist der Yak für jene abgelegenen, feuchten, feuchten Abhangsgebiete Zentralasiens von unschätzbare Bedeutung. Man läßt das gezähmte Thier dort frei werden, selbst im Winter. Ein Stalles bedarf desselbe nicht, denn gegen Kälte ist es durchsich selbst unempfindlich, im Sommer sucht es stets den Schatten auf, und am liebsten legt es sich auf den Schnee. Ein Bedürfnis aber hat der Yak jederzeit: er ist immer durstig und kann süßes Wasser nicht lange erdulden. An Bächen steht es im Scherge jenseit, und so hat der Yak immer Gelegenheit, seinen Durst zu befriedigen oder sein jedes Hügelstück durch ein süßes Bad zu beruhigen. Im Ganzen ist der Yak ein gleichmäßiges, ruhiges Thier, noch sanftermüthiger als das Kameel. Aber auf schnellen Gebirgswegen schreitet es sehr leicht, es übersteigt große Steinblöcke und springt mehrere Meter hoch von Felsabhängen herab, wo es eine Geschwindigkeit erwindet, die man dem langsamsten Thiere kaum zugeordnet hätte. Eben darum wird der Yak auch zum Transportieren von

zwei bis drei Zentner schwerem Gepäck oder zum Reiten benutzt. Im Uebrigen liefert er dieselben Produkte wie unser Kind. Milch und Fleisch stehen denjenigen unseres Hausthieres nicht nach. Der Yak liefert den Mongolen, die in den tibetischen Hochgebirgen allein auf dieses Thier angewiesen sind, noch ganz besondere Schätze. Einmal dient der Dung, den der Yak liefert, als Brennmaterial. Und gerade in jenen holzleeren, felsigen Gegenden, in denen der Winter sehr hart ist, könnte der Mensch ohne dieses gewiß sehr seltene Brennmaterial kaum auskommen. Die andere Kostbarkeit, die der Yak seinem Besitzer giebt, ist eine wirkliche Kostbarkeit. Es ist der rothschweifähnliche Schwanz, der in weiten Strecken Asiens als Zierrath benutzt wird. Chinesische Würdenträger sind mit diesem Haarschweif bekornt, und auch die türkischen Völker Kleinasiens schmücken damit den Sattel ihrer Pferde oder tragen ihn an Lanzen als Ehrenschild. Die Schweife des Yaks sind denn auch in vielen Theilen Asiens ein bedeutender Handelsartikel, der so theuer ist, daß nur die Reichsten ihn sich erwerben können.

Im Süden der tibetischen Hochländer, in dem weiten indischen Gebiet, aber auch in Ostafrika füllt das Zebu den Platz unseres Kindes aus. Es ist diesem noch weit näher verwandt als der Yak. Und auch äußerlich gleicht das Zebu unserem butterliefernden Hausthiere viel mehr. Nur besitzt es einen Fetthöcker auf dem Rücken in der Schultergegend, auch sind seine Hörner sehr klein und seine Ohrenschalen hängen ziemlich schlaff herab. In der Farbe und der Art der Behaarung dagegen gleicht es dem Hausrinde ganz und gar; gewöhnlich ist das Zebu rothbraun, doch giebt es allerhand Uebergänge von dieser Färbung zu gelblichen und weißen Tönen. Und auch gefleckte Exemplare kommen vor, wie sie ja unter allen Hausthieren vorhanden sind, und geradezu als eine Eigenthümlichkeit der Zählung betrachtet werden können. Das Zebu ist im wilden Zustand unbekannt, denn die wenigen im Freien lebenden Herden sind ohne Zweifel der Obhut des Menschen entfallen und nur verwildert. In seiner Gemüthsart und in dem Nutzen, den es gewährt, ist das Zebu kaum von dem Hausrinde verschieden. In Indien, welches sehr verschiedene und ziemlich viele Hausthiere hat, ist man nicht auf die Vielseitigkeit eines einzelnen Thieres angewiesen. Im Gegentheil, man hat hier mehrere Hausthiere, welche einem und demselben Zwecke dienen. Bei uns unterscheiden sich Kuh, Schaf und Ziege zwar auch nicht so sehr in der Art ihrer Leistungen; die Ziege ist, wie man zu sagen pflegt, die Kuh des armen Mannes, und vom Schafe braucht man in vielen Gegenden ebenfalls die Milch wie von der Ziege und vom Rinde. In Indien, dem fruchtbarsten, mit allen Naturschätzen aufs Ueberreichste ausgestatteten Lande, giebt es außer Schafen und Ziegen nicht nur eine Rinderart, sondern deren mindestens vier. Denn außer dem Zebu wohnt hier der Gayal und der Sour, zwei Wildrindarten, die aber häufig gezähmt werden und dann dieselben Dienste leisten wie das Zebu.

(Schluß folgt.)

Insulfriesen.

Von Hans Leuss.

Die Jagd in Ostfriesland hatten die Kaninchenjagd gepachtet, manchmal auch den Kleinhandel und die Schenke. Zum Schutze der Jagd wurde verordnet, daß die Insulaner keine Hunde hatten durften bei Strafe von 10 Goldgulden; wer Katzen halten will, soll denselben die Ohren glatt beim Kopfe wegschneiden oder sie ganz abschaffen bei Poen von 10 Goldgulden. Aber alle diese Dinge fanden nur auf dem Papier, dem „Kontak“, mochten sie da auch noch so nachdrücklich eingeschärft sein, wie mit den Worten aus einem Erlaß des Grafen Hanno Ludwig vom Jahre 1651: „Das meinen Wir nochmals ganz ernstlich“. Dieser Erlaß war die Folge davon, daß „Unser Voigt hieselbst, der mannhafte, unser lieber Getreuer Schlee-

voigt Klagen zu erkennen gegeben, wie daß einige Hansleute freventlich unserm Voigt allerhand Widerwärtigkeiten und Ungehorsam zu erweisen. Wann Wir aber solche ganz ungnädig unmissällig verstanden, so haben Wir zuvörderst uns fürs erste bis auf unsere fernere Verordnung nach folgende Punkte und Artikel aufsehen lassen wollen, damit ein Jeder insonderheit sich darnach gehorsamlich zu richten und vor Schaden zu hüten habe möge.“

Aber bei dem „zuvörderst und fürs erste“ blieben Hunde hielten die Insulaner doch — auf Nordsee noch elf Haushaltungen einen Hund hielten; auch ging man trotz des Verbots auf die Kaninchenjagd. Auf Borkum wurde um 1700 der Pastor in der Jagdpacht aufgenommen „zu seinem Plaisier und damit er auch zuweilen einen Mundvoll Fleisch zu essen haben möchte“, wie ein Protokoll besagt. Der Mundvoll Fleisch behagte den Uebrigen auch und bis in meine Knabenjahre ging jeder Man auf Jagd nach Kaninchen, ohne daß man von der Existenz entgegenstehender Verordnungen auch nur etwas gewußt hätte.

Im Uebrigen beschäftigten sich die ersten Regierungsvorläufer mit einer Regelung der Strandansprüche dem Recht an die Weide auf den im Süden gelegenen Wiesen und den Streitigkeiten zwischen den Insulanern und ihren Bürgen oder Pastoren. Die Prozesse der Insulaner unter einander ist mir nicht bekannt. In meiner Jugend gab es dergleichen keine mehr. Wenn sich zwei Männer erzürnten, so schalteten sie einander kräftig mit Worten, wie sie in solchen Fällen die altnordische Sage von ihren Helden berichtet. Zur Gewaltthat war die Bevölkerung nicht geneigt; man überließ die Valgerei den Kindern, die sich allerdings bis auf's Blut schlügen. Von der Existenz eines Kriminalgerichts wußte man nur vom Hörensagen. Die hohe Obrigkeit war zwar durch einen Vogt vertreten, aber der trat nur in Funktion, wenn es Strandgelber zu vertheilen galt. Allerdings postierte man dann noch zwei Zollaufseher auf der Insel, die natürlich weit mehr kosteten, als die Zollverträge aller Importen von Spiekerroog ausmachten. Zu welchem Zweck man diese Beamten auch jetzt, nachdem die Freihäfen an der Wejer und Elbe abgeschafft sind, und da für Waaren, die von der Insel nach dem Festlande gehen, eine Legitimation beigebracht werden muß, noch unterhält, da mögen die Güter wissen. Die beiden Aufseher zu meiner Kinderzeit führten ihren bunten Rock spazierend und thaten ihr Schlächschwert an, wenn ein Vogel gefeiert kam, bis es eines Tages solch einem neuemodischen Menschen einfiel, unangemeldet zu erscheinen. Als er vorn in's Haus trat, huschte hinter der Aufseher hinaus — er sollte gerade auf Wachdienst am Strande sein —, aber es war zu spät, und der Kontrolleur rief ihn zu sich heran, wonach der Aufseher vom Ruheposten in den Ruhestand versetzt wurde.

Am festesten schliefen die Aufseher im Herbst, wenn die Seelente nach Hause kamen und von Bremen her ihre Waaren für den Winter mitbrachten. Zollentnahmen hat das Island wohl nie gelieft.

Man war sehr ehrlich auf der Insel; als die Sturzgäste angingen, die friedliche, abgeschlossene Weide zu entdecken, wunderten sie sich, daß Schloß und Kiesel ganz überflüssig waren. Aber wie in Niederdeutschland noch immer gelten (Wib- und Hol-Deef Is Gott leev), so waren Schmuggel und ein wenig Strandraub, ja auch eine kleine Zwangsanleihe bei einer passenden Ladung, die dem Schiffe anvertraut worden war, nicht als unerlaubt angesehen. Erst in meinen Knabenjahren fing der Strandraub an, verpönt zu werden.

Das Strandrecht, das von den ersten Regierungsvorordnungen der Grafenzeit her ziemlich dasselbe geblieben ist, legt den Insulanern die Pflicht auf zu „bergen“, aber unter Aufsicht des Voigts und unter Vertheilung des „Bergelohns“ auf alle Hausväter, „insonderheit auch auf die Kirche“. Auch die Wittwen waren Anttheile gesichert.



Lustiges Reiten. Nach dem Bilde von Wilhelm Diez.

Die Antheile an gestrandeten Gütern, die in neueren Zeiten bis zu einem Drittel des Werthes gingen, machten ehemals ohne Zweifel für einen Theil der Insulaner die Haupteinnahme an Baargeld aus. Auf Spiekeroog ist ein Dünenpfad, der „Thranpfad“, so genannt, weil er der nächste Zugang zu einem mit Thran beladenen Schiffe war, das am Nordstrande in den fünfziger Jahren strandete. Die Bergung hatte viel Geld gebracht, mehrere Tausend Thaler auf den Inselantheil, so daß jedes Haus etwa 100 Thaler baar kriegte.

Ein Theil der Eiländer aber hatte schon in früheren Jahrhunderten Schiffe, allerdings meist kleinere Fahrzeuge, die aber doch etwas einbrachten. Sie wurden zum Einsammeln von Seemuscheln benutzt, aus denen in Ostfriesland Kalk gebrannt wird, zum Lauffahren und zum Fischfang. Viehherden werden um 1600 erwähnt, sind aber gewiß auch früher auf den Wiesen, die auf jeder Insel nach Süden hin liegen, gemeinsam gehalten worden. Auf Spiekeroog hatte jede Familie das Recht, eine Kuh und sechs Schafe auf die Weide zu treiben. Im Sommer wurde ein Hütejunge vom Festlande angestellt, für uns Knaben eine interessante Person, denn er konnte gewöhnlich einige Streiche, die unserer Unschuld entgangen waren. Auch ein Stier wurde alljährlich von einem festländischen Bauern gemietet, um die Heerde auf der Insel fortzuführen. Wir ärgerten den Fremdling manchmal so lange, bis er wild wurde und Menschen attackirte. Ich weiß noch, mit welcher Bewunderung ich es ansah, als ein Fuhrmann nur mit einem Peitschenstiel dem wilden Stier hinter einem kleinen Graben entgegen trat und der Bestie so lange um's Maul schlug, bis sie ihren zum Stoß gebogenen gehörnten Kopf aufhob und davonlief.

Au Stelle der kleinen Schiffe der früheren Jahrhunderte waren allmählig größere getreten. Besonders Vorkum erhob sich zunächst. Im Jahre 1742 waren dort 147 Häuser. Es fahren von dort durchgehends 15 bis 16 Kommandeure oder Kapitäne der von Amsterdam und Hamburg nach Gronland oder nach der Straße Davids zum Walfischfang bestimmten Schiffe, und überdem sind hier eine Menge anderer Schiffe, so auf der Ost- und Nordsee, wie auch nach Amsterdam, Hamburg und andere Oerter sich befrachten lassen, so zitiert Dr. Herquet in seinen Mittheilungen aus der Geschichte Ostfrieslands nach einer Anecdote aus jenem Jahre. Der Walfang ist später durch den englisch-holländischen Krieg gestört worden. Aber man findet noch heute in ganz Ostfriesland große Thore, die eine Einfahrt schließen, mit einer Walfischbude als Oberbalken, in den die Thorgitter eingelassen sind. Von Vorkum hieß es in jener Zeit, daß die Gulden im Winter an der Decke hingen; ein besserer Beschluß war überflüssig. Der Reichthum hatte wohl Piraten angelockt, als alle Männer zur See waren. Die Weiber von Vorkum aber bewachten sich und schlugen die Räuber in die Flucht.

Auf den übrigen Inseln war der Wohlstand jeter. Auf Nordensy bürgerte sich besonders der Fischfang ein; auf Hallum, Spiekeroog, Juist, Rangsroog, Langeroog die kleine und größere Küstenschiffe. Langeroog hatte auf dem Ostende angedockt eine Damm, auf der ausgezeichnetes Hen gewonnen wurde. Gerade Langeroog, wohin jetzt das große Hofgut des holländischen Hofes Loozen einen starken Grundbesitz gezogen hat, wollte nicht gedeihen. Es war mehrere Male beinahe verlassen. Die Bevölkerung galt für unrichtlicher, als die auf den anderen Inseln. Im Jahre 1723 zog die sächsische Regierung acht Familien von Helgoland nach Langeroog.

In neuen Ansehnlichkeit kamen auf Spiekeroog nicht ganz fünfzig Häuser. Fast alle Männer fahren zur See oder halten jücker zur See gefahren. Es gab keine Familie, die nicht ein Opfer des seemannischen Berufs oder mehrere beilagte. Ein Mädchen hatte zwei Verlobte in der Nachbarinsel; Beide waren Kapitäne gewesen und mit neuen Schößen versehen, als im Herbst Hochzeit gemacht werden sollte.

Die Küstenschiffe mit Seglern war um ein Stel-

faches gefährlicher als alle Seefahrt von heute; es ist bekannt und leicht begreiflich, daß ein Sturm auf hoher See seltener gefährlich wird; in der Nähe des Landes waren die Herbststürme den Seglern tödtlich. Den kleineren Seglern wurden auch Sturzseen, die auf hohem Meere überkamen, oft verberbt. So kam es, daß damals jeder Herbst eine schwere Sorgenzeit für die Insel war, auf der etwa ein Duzend Hochseeschiffe ihre Heimath hatten. Diese Segler fuhren zumeist in der Nordsee und Ostsee, aber auch nach dem weißen und dem schwarzen Meer, Archangel und Obeffa, also an der ganzen europäischen Küste. Große Schätze wurden dabei zwar nicht gesammelt, aber doch etwas erspart. Die Kapitäne waren alle selbst Eigentümer ihrer Schiffe.

Wenn sie im Spätherbst glücklich Alle zurück waren, wurde für den Winter „aufgelegt“. Dann lebte die Insel ihr eigenes Leben, von Verschwendung und Glend gleich weit entfernt. Der Trunk war damals ein seltenes Laster; die Vergnügungen waren harmlos. Nur um Neujahr holten sich viele Männer einen Sulkrausch; — offenbar das Ueberbleibsel einer urasten Sitte. Bei den germanischen Völkern war es vor Zeiten Brauch, Kuchen zu backen und den Göttern zu opfern. In Ostfriesland wird noch eine besondere Art von Neujahrskuchen in allen Familien gebacken, runde, ganz dünne Pladen; es war eine umständliche Prozedur, denn jeder Kuchen mußte einzeln mit einem Schereisen „geküsst“ und so in's Feuer gehalten werden. In unserem Hause wurden etwa 1000 gebacken, was einen Tag in Anspruch nahm. Ganz früh am Neujahrstag erschienen die befreundeten Männer und schossen vor dem Hause eine Platte ab, — der letzte Ausläufer des Sulkrausches. Später gingen die Kinder durch's ganze Dorf von Haus zu Haus, um „Biel Glück im neuen Jahr“ zu wünschen und sich ein Kuchenbrot zu holen.

Diese Kinderumzüge waren häufiger im Jahre; einer am 10. November zu Ehren Martin Luthers; der Tag heißt aber nach dem alten kirchlichen Heiligen „Sunner (= Sanct) Marten“. Ja, ein alter Reim bringt ihn noch weiter zurück mit den heidnischen Julgebräuchen in Verbindung: „Sunner Marten, diee Bunt, Steek dien Reers too't Fenster ut.“ Diee Buntabend — Diee Buntabend ist der Julfestabend.

Auch ein Aeußerer der Festreden war die Feier am Tage der Heiligen drei Könige. Um die Zeit war in allen Häusern eingeschlagelt, und die Jugend holte sich um ihr Deputat. Sie kostierte sich zu diesem Zwecke mit wunderlichen Masken aus. Mit einem Lapp mit darüber gespannter Schweinsblase und einem Schilfrohr darin wurde ein brummendes Geräusch gemacht. Der älteste Knabe trug einen Sackel und jagte einen alten Reim auf, dessen Sinn ihm so unklar war, wie nur je einem Zauberer sein Abra Kadabra. Es hieß darin:

Gu'n Abend, gu'n Abend, Fro Mutter in Hus,
Hier kaamt de verlorenen Soons to Hus.
Noor, Noor, gans Hamt wot!
Hamt schall van Nacht 'n juut Biew hebben;
Upp'n Schiet, upp'n Flint, upp'n Boor grau Duben
Schall Hamt van Nacht upp sitten to kluben.
Schwie nich to wiet.
Schwie Di nich in d' Siel;
Schwie nich to hoog,
Schwie Di nich in't Dog;
Schwie nich to ruan,
Schwie Di nich in 'n Dumm.
Rinn een van de Visten,
Want de Heren sinnen.
Rinn een van de langten,
Want de kerken hangen.
Schwie de kerke hendal,
Schwie de kerke hendal.

Meines Vaters ist dieser süher auf heidnische Julgebräuche zurückzuführen Reim nicht veröffentlicht, er war noch auf Spiekeroog gebräuchlich. Die Fiktion ist, daß „Hamt“ = Hünchen die Nacht Hochzeit halten und kein Weib erobern soll; dazu heißt die Gesellschaft eine Wurst und eine kleine Münze aus jedem Hause; sie will nicht eine von den kleinen und kurzen Wurst, sondern eine dicke und lange, ja die längste.

Mit 45 Wurst und ein paar Thaler zog die Jugend dann in die Schule, wo gekocht, gegessen,

Kaffee oder Schokolade getrunken und gefanzet wurde. Ohne Aufsicht blieben die Kinder — Schulkinder — bis Mitternacht beisammen. Man durfte sie ruhig sich selbst überlassen.

Neuliche Feste feierte die Schuljugend noch um Ostern und Pfingsten. Osterbrauch war neben dem großen „Paaschfeuer“, zu dem wir Knaben Wochenlang Material zusammenschleppten, ein Hochschleudern hartgejottener, gefärbter Eier. Eine Wiese wurde sorgfältig von allen Steinchen gesäubert; dann hielt ein Ei Stunden lang oft die höchsten Wirtse aus. Um Pfingsten spendete die Jugend jedem Hause einen Kranz aus gefärbtem, geträufeltem Papier.

Die Winterfreude der Erwachsenen war gelegentlich ein Tanz, etwa mit einem „Klootscheeten“, einem Wettwerfen der in zwei Lager getheilten Männer mit schweren, mit Blei ausgegossenen Kugeln. Die Matadore besaßen eine ungläubliche Fertigkeit im Schleudern der Kugeln, die auf der gefrorenen Wiese weithin rollten.

Sonst verlief das Winterleben still, aber nicht ohne Reiz. Die heimgekehrten Seemannner hatten etwas gesehen und erlebt. Es gab ein Erzählen. Manchmal schenkte ein Schiffbruch an der Insel sie aus der Ruhe auf, um zu retten. Solch' ein Aufbruch in die weit von der Insel entfernte Brandung war charakteristisch für den Volkstamm, der mit Welle eilt und von seinen Handlungen kein Aufhebens macht. So selbstverständlich es bis vor etwa dreißig Jahren war, daß der Sohn im fünfzehnten Lebensjahre zur See ging, wie der Vater, so selbstverständlich setzten sich die Männer in's Rettungsboot.

Waren die Geretteten Ausländer, so fanden sie fast immer Jemanden, der ihre Sprache verstand.

Für die Insel war natürlich solch' eine Strandung ein Ereigniß. Weil mein Großvater Bogt war, hatte ich eine Art offizielle Rolle dabei: ich kündete die Erlasse der hohen Obrigkeit in den Häusern an. Einmal wurde ich in's Dorf geschickt, um irgend etwas zu holen. Männer und Weiber waren am Strande und warteten auf die Rettung. Als ich in Großvaters Haus kam, war nur die Großmutter daheim. Ich fand sie am Herde am Feuer hantierend und weinend. Es kam allerdings kein Laut aus ihrem Munde, auch kein Schluchzen aus der Brust, aber Thränen rollten still über die Wangen. Im Herbst zuvor war ihr jüngster Sohn, eben Kapitän eines neuen Dreimasters geworden, mit Mann und Maus verschollen. Die Erinnerung bewegte sie; sie dachte, wie er den Tod seines Berufs hatte schmucken müssen, den salzigen Seemannstod. Ich hatte sie sonst nicht weinen sehen.

Es war damals, als die neue Zeit an die Thore der entlegenen Insel pochte. Schon einige Jahrzehnte früher waren die Kurgäste gekommen, und wenn auch sie den Sitten der Insel nicht gerade förderlich gewesen waren, so blieb doch der seemannische Beruf derselbe und mit ihm die Grundlage eines bescheidenen Wohlstandes. Aber gründlicher war die industrielle Revolution. Jeder Schlot, der auf der See aufstauhte, wirkte mit unheimlicher Fernwirkung auf die Insel. Die kleineren Segler wurden unfähig zur Konkurrenz. Der selbstständige, bescheidene Wohlstand ging unter.

Der Uebergang zur Dampfschiffahrt fanden nur Wenige und nur der Noth gehorchend. Lieber ein kleiner Herr als ein großer Knecht, sagte mir mein Onkel, ein altes friesisches Sprichwort aufstrebend. Mein Vater kränkelte verachtend die Rippen, wenn er von den Dampfkapitänen redete; er hat schließlich selbst einwilligen müssen, solch' einer zu werden. Heute ist auf Spiekeroog kein Seeschiff mehr zu Hause; aber eine Pferdebahn hat man gebaut für die Sommergäste.

Es ist nur eine Frage der Zeit, daß die Inseln auch im Süden eingebeicht und dadurch große Flächen fruchtbaren Aekers dem Meere ganz abgenommen werden. Die Rekrutierung der eigentlich seemannischen Bevölkerung vertheilt sich inzwischen weiter und weiter auf das Inland. Der seemannische Beruf hat aufgehört, ein lokaler zu sein. Die für ihn tüchtigsten Rekruten wirbt er aber aus den Küstenfamilien, die ihm erblich erworbene Eigenschaften entgegenbringen. —

Stille Leute.

Skizze von Wilhelm Holzamer.

Sie waren ruhige Leute und lebten glücklich und zufrieden. Einfach und schlicht, wie's ihre Verhältnisse geboten. Ansprüche an das Leben oder aneinander hatten sie nicht. Sie glaubten sich zu den Bevorzugten dieser Erde zählen zu dürfen. Ihre Väter hatten sich doch ganz anders plagen müssen, und waren weniger gut gekleidet, weniger hübsch eingerichtet und viel weniger angesehen gewesen. Danach bemäßen sie ihr Leben, ihre Stellung und ihr Ergehen und überschätzten Alles.

Sich ineinander flüchten, sich verstehen und auf solche Art dann gut miteinander „auskommen“, das nannten sie Glück. Sie nannten es sogar Liebe, sofern dazu noch ein bißchen „Liebsein“ kam. Und so waren sie glücklich und zufrieden und genossen das Leben mit einer gewissen leichten Freude und Heiterkeit. Er sorgte für sie, sie für ihn. Sie kochte ihm, hielt seine Wäsche in Ordnung, säuberte die drei kleinen Stuben und war freundlich und gut. Und war's ein schöner Sonntag und die Sonne lachte zum Fenster herein, und sie hatte den frischgekochten, duftenden Kaffee in die saubere Stube getragen, mit aller übrigen Arbeit fertig, dann setzte er sich an das Tafellavier, spielte ein paar dünne Akkorde, und sie sangen dann mit frischer Stimme zusammen ein ländliches Liebeslied, wie sie's in ihrer Jugend Beide oft gehört und gesungen hatten. Und waren sie damit fertig, klimperte er noch irgend ein leichtes Stückchen, einen Walzer von Millöder oder ein Lied von Abt in Transkription, bis sie denn ungeduldig ward und ihn energisch zum Kaffeetrinken einlud. Dann sahen sie sich lächelnd eine ganze kleine Weile an, setzten sich hierauf an den Kaffeetisch und plauderten über gleichgültige Dinge.

Sie hielt sehr viel auf ihn und brachte ihm ihre höchste Achtung entgegen.

Und er fühlte sich so herzlich wohl. Und er sorgte mit Eifer für sie. Täglich um acht Uhr ging er in seine Schule und begann den Unterricht. Einen Tag wie den anderen. Er fühlte sich wohl dabei. Er lehrte die Kinder das Einmaleins und das A, B, C, und sein Sinn flog nie zu etwas Höherem und Größeren. So blieb er kräftig und gesund. Nerven hatte er wohl nicht. Wenn ein Kollege darüber klagte, so lächelte er. Er hätte täglich noch ein paar Stunden mehr halten können. Nur manchmal fühlte er sich von dem vielen Sprechen angestrengt. Aber das wollte nichts heißen. Er war ganz zufrieden so. Es war ja sein Beruf und sein Brot. Jeder Beruf hat halt auch seine Schattenseiten. Die Bezahlung war ja freilich schlecht. Andere Leute haben aber noch weniger. Und auf dem Lande ließ sich bei ein bißchen Nebenverdienst leidlich auskommen. Man mußte sich freilich nach der Decke strecken. Er gab ein paar Ruben, die einmal Musikanten werden wollten, Geigestunden, jede zu einer halben Mark, und des Pastors Töchterchen erhielten Klavierstunden, für die er aber noch keinen Preis gemacht hatte. Fünfzig Pfennige konnte er dem Pastor doch nicht abnehmen. Man mußte ihm gegenüber Rücksicht haben — er konnte am Ende doch... So ein Pastor hat für einen Schullehrer immerhin einen langen Arm. —

Dann war ja auch die Frau Pastor immer so freundlich und schlicht, und plauderte mit ihm und seiner Frau so lieb, als ob sie ihrgleichem wären. Sie hatte sogar am Geburtstag seiner Frau einen Blumenstrauß und einen kleinen Kuchen geschickt. Da mußte man sich genieren, für die Stunden einen Preis zu machen...

Nach dem Unterricht arbeitete der Schullehrer jedesmal in seinem Garten. Der gehörte ja mit zum Gehalt. Er pflegte die Bäume, grub die Beete um, düngte und säete, um reich ernten zu können. Denn der Garten mußte ihren Hausbedarf decken und noch etwas eintragen. Der Schullehrer verstand sich wohl auf die Gartenarbeiten, und so hatte er jährlich einen hübschen Erlös. Auch Bienen hatte

er sich angelegt. Alles schön im Stand. Sie brachten ebenfalls jährlich ein kleines Stück Geld.

So lebten die Schullehrerleute glücklich und zufrieden und kamen bei ihren kleinen Ansprüchen leidlich aus. Ihr Haus und das Dorf waren ihre Welt, ihre Freuden waren klein, aber herzlich empfunden.

An schönen Tagen gingen sie ein Stündchen in den Wald spazieren, pflückten einen Blumenstrauß und freuten sich dann, wie er so festlich auf dem Tisch prangte. Nur wenn Kirchweih war, ging der Schullehrer in's Wirtshaus, mit seiner Frau ein paar Stunden zum Tanz.

Das war ihr heiterer Lebenskreis, dessen Frieden nur selten getrübt wurde. Es waren dann nur leichte Wälzchen, die sie leicht verschmeißen konnten. Keine wilde Leidenschaft, kein hohes Hoffen, Streben und Wagen, ein sicheres Wägen, kleine Interessen, ungeführter Gleichgang und Gleichtritt. Keine Unklarheit, keine Tiefe, kein Dunkel der Zukunft. Eine sichere Vorsicht und ein bescheidenes Ansehen durch die kleine feste Stellung. Und sie fühlten sich so hoch in ihr. Sie ahnten garnicht, was noch darüber liegen könnte. Wo sie aufblickten, hielten sie sich für zu gering, auch aufzusteigen. So waren sie in eine ruhige Traulichkeit, in eine zufriedene Ruhe gewiegt. Und sie hatten den naiven Glauben, man dürfe dem Leben nur seinen Lauf lassen — Alles reise von selbst. Das war für sie eine große Wahrheit, und sie hätten es nicht begriffen, daß es nur ein Körnchen sei.

Die Schullehrersfrau hatte eigentlich doch einen Wunsch übrig. Seit vier Jahren waren sie nun verheiratet und hatten noch keine Kinder. Ihm war's nicht schwer gefallen, sich darüber zu trösten. Der liebe Gott wolt's eben nicht. Wer konnte wissen, wozu es gut war. Vielleicht wurde er damit vor einer großen Last bewahrt.

Sie freilich hoffte noch manchmal im Geheimen. Und einmal — einmal meinte sie es ihrem Manne anvertrauen zu dürfen. Unberufen. Und wirklich — es war so. Sie durfte hoffen. Nun war auch er froh.

Es sollte nur ein Bub sein.

Und er hütete sie und pflegte sie all' die Tage mit Lieber Zärtlichkeit. Er trug ihr Alles herbei aus Garten und Keller und Holzschuppen, und zum Waschen nahm er eine Waschfrau. Nur um sie recht zu schonen.

Sie redeten viel von dem Ereignis. Von dem Kinde, wie's aussehen sollte, wie's heißen sollte, wer Taufpathe werden sollte — dann auch von den Kleiderchen, vom Kinderwagen und dem Taufsteine. So sprachen sie täglich zusammen — von allem Möglichen. Und sie freuten sich recht.

Endlich war der Tag gekommen. Er verzweifelte fast. Er hatte ja nicht gewußt, daß eine Mutter so viel aushalten müsse. Und er machte sich ordentlich Vorwürfe.

In der Nacht wurde die Frau entbunden.

Ein Mädchen war's, kein Bub.

Anfangs war der Vater ein bißchen verdutzt, bald fand er sich aber darein. Die Mutter war nur froh, daß es da war.

Alles war gut. Sie waren zusammen so glücklich. „Wir sind nun Drei,“ sagten sie zueinander und wurden recht gerührt von diesem Worte.

Ganz neue Verhältnisse für sie. Sie mußten sich erst hineinleben. Er that Alles für seine Frau. Und auch die anderen Leute waren so gut gegen sie. Sie waren doch beliebt im Dorf.

Die Frau Pastor schickte eine Zwiebelsuppe und Bechschnitten mit Weinsauce, die Frau Bürgermeister ein Kalbfleischbeissen und die Krämersfrau brachte Karthäuserflöße. Mehr Essen hatten sie, als sonst an gewöhnlichen Tagen.

Die Amme hatte gesagt, das Kind sei kräftig und gesund. Wenn's jetzt nur die Mutter „schenken“ könne.

Die hoffte es.

Am dritten Tage bekam die Wöchnerin Hitze. Die Amme schlug's nicht weiter an. Das vergehe wieder, sie habe das schon oft erlebt.

Da gab sich der Schullehrer zufrieden.

Aber in der Nacht wurde die Hitze ärger.

Er holte die Amme. Sie machte kalte Aufschläge. Aber das Fieber nahm nicht ab. Am Morgen lief der Schullehrer deshalb in die Stadt zum „Doktor“. Zwei Wegstunden waren's dahin, aber er ließ's in kaum fünf Viertel.

Als der Doktor kam, war das Fieber schon sehr hoch gestiegen.

„Bißchen spät,“ murmelte er und machte der Amme Vorwürfe.

Er verordnete Eis. Aber das war nur in der Stadt zu bekommen.

Alles war so umständlich. Der Schullehrer empfand's zum ersten Male unangenehm, auf dem Neste zu wohnen.

Er ließ nun in der Stadt Eis holen. Es dauerte ewig lange.

Und dann saß er die ganze Nacht am Bette und machte Aufschläge. Die Kranke wurde immer schwächer. Sie phantasierte.

Eine furchtbare Angst kam über ihn.

Am Morgen kam der „Doktor“ wieder.

Er sagte garnichts und schüttelte nur den Kopf. Am demselben Tag noch starb die Frau. Als es dämmerte, war sie todt.

Der Mann konnte es garnicht begreifen. Er stand wie vor einer Leere.

Sie mußte ja noch leben, sie konnte ja garnicht so schnell todt sein. Die ganze Zeit her war sie ja so gesund gewesen.

Er fühlte ihre Hand. Sie war noch ein wenig warm.

Er rief ihren Namen. Sie zuckte nicht.

Sie war also todt. Sie war todt.

Er konnte jetzt noch nicht weinen. Er hatte ja nie einen großen Schmerz erlebt. Auch jetzt fühlte er den Schmerz in seiner ganzen Größe nicht. Er begriff ihn ja nicht. Und wie er sich langsam überlegte, was über ihn gekommen war, daß er nun allein sei, er und das Kind, und daß sie so jung hatte sterben müssen — da that's ihm leid. Ein paar dünne Thränen liefen ihm die Wangen herunter.

Und als es noch am Abend läutete, da sagte er zu sich: Das ist für sie. Und die Thränen flossen reichlicher.

Von nun an konnte er weinen und weinte öfter.

Aber den großen, tiefen Schmerz: ein Herz von anderen gerissen, zwei Herzen, die auf's Innigste miteinander verwachsen waren, mit einem Schnitt getrennt, daß die Wunde blutet und brennt, und die Seele so müde ist und so einsam, so schwer und dunkel, und so ganz leer für alles Leben, nur erfüllt von Schmerz und Bitterkeit, ohne Wünschen, ohne Hoffen, ohne Sehnsucht, und klagt und weint, und verglühn will und verschmähen und sich verzehren — den Schmerz kannte er nicht.

Es that ihm so leid.

Nach drei Tagen wurde seine Frau begraben. Kollegen aus den Nachbarorten trugen sie ihm zu Grabe und sangen ein Lied.

Er weinte sehr.

Der Pastor sprach den Nachruf. Und Alle vergossen Thränen.

Er hoffe, daß der Herr Gott der Entschlafenen ihre Sünden vergeben habe.

Da zuckte der Lehrer ein wenig zusammen. Sie war doch so gut gewesen. Und dann sprach der Pastor ein Gebet.

Drei Hände voll Erde warf er auf den Sarg. Das schlug dumpf auf. So unheimlich. Man mußte gleich denken, daß das einem auch einmal passire.

Weinend that's der Lehrer, und viele andere Leute thaten so.

Dann verließ man den Friedhof.

